

Aus dem Berliner Lokalanzeiger von Sonntag, den 2. Juli 1939

Ein Leben zwischen Kulisse und Pflug

Rudolf Rittner, Berlins großer Heldendarsteller, als Bauer im Sudetenland

(Von unserem nach Weißbach, Ostsudeten, entsandten Schriftleiter Dr. Gerhard Kupfer). Am 30. Juni vollendete der Schauspieler und Schriftsteller Rudolf Rittner das 70. Lebensjahr. Ein Schüler Molières Michel Baron, zu seiner Zeit einer der größten Schauspieler Frankreichs, zog sich mit 38 Jahren auf der Höhe seines Ruhmes von der Bühne zurück. Es gab in Frankreich nur eine Meinung: Er wird wiederkommen! Schließlich, als die meisten von denen, die dem großen Schauspieler zugejubelt hatten, ins Grab gesunken waren, erschien Michael Baron wieder auf der Bühne, 66 Jahre alt.

An dieses seltsame Schicksal erinnerte sich mancher, als vor über dreißig Jahren Rudolf Rittner auf der Bühne des Berliner Lessing-Theaters von der Schauspielkunst Abschied nahm. Selbstverständlich fehlte es auch damals nicht an Stimmen, die eine Wiederkehr des Künstlers früher oder später voraussagten. Rittner war, als er der Bühne den Rücken kehrte, seltsamerweise wie sein französischer Kollege erst 38 Jahre alt, ein Schauspieler, von dem man trotz aller glänzenden Erfolge nicht einmal sagen konnte, daß er schon den Zenit seines Ruhmes erreicht hatte. Neben ganz großen Rollen, wie Florian Geyer, Oswald in Ibsens „Gespenster“, Hans in Halbes „Jugend“, Fuhrmann Henschel und einigen anderen, war allzu viel Nebensächliches seiner unerschöpflichen Gestaltungskraft anvertraut worden, Aufgaben, die des Künstlers Mittel kaum wachsen lassen konnten. Dennoch entfaltete sich von Jahr zu Jahr vor dem Berliner Theaterpublikum immer stärker, eindringlicher und umfänglicher ein einzigartiges Talent, dessen ganz unbewußte Naturlaute, eine ungebrochene, aus dem Vollen schöpfende Kraft verratend, sich immer mannigfaltiger und mit bestrickendem Zauber äußerten. Trotzdem ging Rudolf Rittner, scheinbar plötzlich und ein wenig gewaltsam, mit der Geste eines Menschen, der bei allem angeborenen Respekt vor dem Theater, vor der Ernsthaftigkeit unter seinen Zuschauern und vor der eigenen begnadeten Leistung dennoch genug hat – übergenuß. Lovis Corinth hat ihn gemalt wie er als unvergeßlicher Florian Geyer zum letztenmale auf der Bühne stand, zerschissen das Tuch der schwarzen Fahne, aber noch triumphierend in der Niederlage eines aussichtslosen Kampfes, ein Bild der Abkehr und der Einkehr zugleich, sterbender Sieger unter lauter lebenden Besiegten. Selbstverständlich gab es mehr als ein Gerücht, das das materielle Unterfutter solchen plötzlichen Zurücktretens haargenau wissen wollte – Krach mit der Direktion, vergeblicher Kampf um bestimmte Rollen und ähnliches mehr.

Dieses Rätselraten tauchte zum zweiten Male auf, als Rudolf Rittner in das Direktorium des Deutschen Künstlertheaters eintrat. Der Fall Michael Baron schien sich zu wiederholen. Schon sah man den Gefeierten abermals auf den Brettern. Aber er blieb, auch im Privatleben ein Florian Geyer, seiner Sache getreu, wirkte zwar ein Jahr bis kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges als künstlerischer Berater – die Bühne jedoch betrat er nicht. Dann wurde es endlich still um den Mann, der des Spielens müde war und sich auf seinen Hof im Sudetenland zurückgezogen hatte. Es blieb still, bis die ersten großen Tage des Films kamen. Da erschien plötzlich Rudolf Rittner auf der Leinwand in Rollen, die durchaus nicht immer Hauptrollen waren. Abermals Rätselraten, Voraussagen, Vermutungen. Wenn es dem großen Künstler allein um die tragende Rolle zu tun gewesen wäre, dann hätte er zwar in der neuen Form des Films den Hans Sachs in „Meister von Nürnberg“ spielen können, nicht aber den Rüdiger von Bechlarn in den „Nibelungen“ oder den Romont im „Grafen von Charolais“. Und warum trat er als Schauspieler überhaupt wieder hervor, wo er sich doch verschworen hatte, nicht mehr zu spielen? Konnte ein Ritter wortbrüchig werden?

Diese Frage legten wir dem 70jährigen vor, nachdem er uns in seinem Geburtsort Weißbach vor der heimatlichen Hoftür mit warmem Händedruck empfangen hatte. Rudolf Rittner lächelte still. Dann aber wird plötzlich sein Gesicht, dieses große, gütige Bauerngesicht mit den kindlich vollen Lippen und dem runden, lebensheiteren Kinn, ernst, fast feierlich. „Im

Schauspielerberuf steckt etwas, das ich auf die Dauer nicht ertragen konnte“, sagte er zögernd. „Alle Künstler vermögen sich von ihrem Werk zu trennen, nur der Bühnenschauspieler nicht. Offen gestanden, ich habe nie begriffen, daß ein Schauspieler die sogenannte Berührung mit dem Zuschauer für die Steigerung seines Spieles nötig hat. Ja, ich mißtraue denen, die das von sich behaupten. Als ich in Wien das Konservatorium für Musik mit der Schauspielerschule vertauschte, habe ich eine gründliche Lehre durchgemacht. Ich habe sprechen gelernt, ich habe mich bewegen gelernt. Dennoch warf man mir später häufig vor, ich könnte beides nur mangelhaft. Ich hatte es aber nur mit vieler Mühe um der Kunst des Ausdruckes willen wieder verlernt. Als ich in Hannover zum erstenmale auf der Bühne stand, herrschte vielfach in der Schauspielkunst etwas, das man Stil nannte. Es war aber nur Schablone. Technik nannte man das, was überall hinpaßte, aber nirgendwo ganz. Ein Allerweltsrezept, die „deutsche Reichsbratensoße“, wie man ehemals im Österreichischen sagte, für jedes Gericht passend und dennoch für keines. Meine Erfolge wie meine Mißerfolge beruhten darauf, daß ich gegen diese Allerweltstechnik spielte. Es bekam mir zuweilen schlecht. Wohl kein Schauspieler ist so unbarmherzig heruntergerissen, so niedergemacht worden wie ich, nachdem ich den Ferdinand in „Kabale und Liebe“ gespielt hatte. Sie erinnern sich, daß Ferdinand als Gedeimtigter und als Deutscher der englischen Lady Milford die Meinung sagen will – kurz und gehörig. Wenn ich Schiller richtig verstanden habe, kommt es darauf an. In der Wut des Augenblicks riß ich den Stulpenhandschuh über den Handrücken. Ich trompetete nicht ins Parkett hinein, sondern handelte wie ein Offizier, der das Zimmer verläßt. Das galt als eine Entwürdigung des großen Dichters. Wenn alles, was ich in dieser Sache nach den Berichten gemacht haben soll, wahr gewesen wäre, so muß ich fünf Hände und vier Beine gehabt haben – sonst kann man unmöglich eine solche Menge von Bewegungen ausführen.“ – Und plötzlich lacht dieser seltsame Mann ein befreiendes, jungenhaftes, ungehemmtes Lachen.

Unvermittelt wird Rudolf Rittner wieder ernst: „Ich weiß, was Sie denken, wenn Sie es auch nicht sagen möchten: Was ist das für ein Schauspieler, der sich nicht sehen lassen will? – Aber warum darf unter allen Künstlern allein der Schauspieler so selten Wahres geben? Als ich den ersten Film gesehen hatte, war ich begeistert. Vielleicht war es nur ein schlechter Film gewesen, was weiß ich. Aber die Großaufnahmen hatten mir es angetan. Ich spürte es nicht nur, ich wußte es: In diesem unerbittlichen Lichte, auf diesem riesengroßen Antlitz in dem nicht das kleinste Zucken des Mundwinkels verloren geht, kann nur alles Echte, Wahrhaftige bestehen – und der geringste Schwindel, die bloße Allerweltstechnik dagegen muß wirkungslos verpuffen! Aus diesem Grunde spielte ich den Hans Sachs bartlos. Alle Welt wollte Sauerkraut um mein Kinn sehen, die historische Wahrheit erforderte dies. Aber zum Teufel mit aller historischen Wahrheit, wenn die menschliche dabei zu kurz kommt! Mit dem Florian Geyer ging es ähnlich. Man hat Unbedenkliches über die Männlichkeit geschrieben, mit der ich die Rolle angelegt hätte, und hat prompt Rückschlüsse auf mich selbst gezogen. In Wirklichkeit war es wieder die innere Wahrhaftigkeit, die mich zu dieser Auffassung nicht bewegte, sondern einfach zwang. Stellen Sie sich vor, unter einem Hundert Menschen ist Florian Geyer der Held, der Mann – jedenfalls reden so die Leute von ihm. Und nun hat Florian Geyer, sehr im Gegensatz zu seinem Ruhm, mehr Passives als Aktives in seinem Wesen, ist mehr Erleidender als Handelnder. Sollte der Zuschauer von Florian Geyer dasselbe glauben, wie seine Bauernschar auf der Bühne, so blieb mir gar nichts anderes übrig, als alle die Stellen in der Rolle herauszuarbeiten, in denen er herrschend, entschlußkräftig, kühn und zur Tat bereit erscheint. Um der inneren Wahrhaftigkeit willen. Aber ein geordneter Theaterbetrieb, der tagtäglich seinen vorgeschriebenen äußeren Gang gehen muß, fordert vom Schauspieler unerbittlich seine Opfer an Wahrhaftigkeit. Sie stehen nicht immer an der richtigen Stelle, aus der heraus sie wahrhaft gestalten können. Aber immer geben sie sich selber preis mit Ihrer ganzen Stimme, mit Ihrem ganzen Leibe, mit Ihrem ungeteilten Leben – ob richtig oder falsch gestellt. Immer ist ihre Privatperson irgendwie damit verquickt, wird Ihr privates Menschentum unziert mit hineingezogen. Kommen dann unnötige Rücksichtslosigkeiten und Ungeschick von anderer Seite hinzu, dann ist auf einmal der entscheidende Konflikt da – und man geht.“

In der Abenddämmerung wandern wir durch Rittners Anwesen. Das Haus, eines der letzten und höchstgelegenen des Dorfes, sieht bei aller Bescheidenheit im Äußeren doch recht ei-

genwillig aus. Wie abwehrend dreht es seine Schmalseite der Straße zu, und der schöne, lichte Hofraum, von dem man so gemächlich das Tal hinabsehen könnte, ist mit einer dicken, burgähnlichen Mauer von der Welt abgeriegelt. „Die Mauer habe ich erst bauen lassen“, sagt Rittner. Und entschuldigend verweist er auf das dicke Efeugerank, das ihr den herben Charakter der Feindseligkeit ein wenig nimmt. Bevor der Künstler hier einzog, war es ein Bauernhaus wie die anderen auch. Aber allmählich, indem mehr und mehr von den Wirtschaftsgebäuden zum Wohnraum hinzugeschlagen wurde, veränderte es sich in absonderlicher und dennoch anheimelnder Weise. Dieser Ausbau aber hatte zur Folge, daß eine Fülle von dunklen Ecken und Winkeln entstand, und ein dauernder Niveauunterschied die Einfügung von zahllosen Stufen nötig machte. So wird der Gast denn auch fortwährend vom Hausherrn liebevoll gewarnt: „Sehen Sie sich vor – es kommt wieder eine Stufe!“ Durch Zusammenlegung kleinerer Zimmer entstanden große Räume, aber da die stützenden Mauern nicht niedergelegt werden konnten, durchziehen allenthalben, Kirchenportalen ähnlich, rundbogige Säulenreihen die Zimmer und geben dem Ganzen einen herben, abgeschiedenen, fast klösterlichen Charakter. Schöne alter Schränke aus dem ehemaligen Kloster Kamenz stehen in den Nischen, und wenn die Morgensonne durch die rundbogigen Fenster auf sie fällt, dann funkelt ihr alter, goldfarbig gestrichener Schnitzzierat ehrwürdig und geheimnisvoll durch offene Türen und über dämmerige Korridore. Hinter den Wirtschaftsgebäuden steigt ein verwilderter Garten den Berg hinauf, wo prächtige alte Waldriesen mit kleineren Obstbäumen um Himmelslicht und Regen streiten. Dunkel blickt der Wald des Sudetenlandes auf den Hof hinunter und spiegelt sich in einem kleinen Teich. „Früher waren Forellen darin“, sagt der Hausherr, „Stehr angelte hier.“ – Und plötzlich mit einem Blick zum Wald hinauf: „60 bis 70 Festmeter werde ich heuer abgeben können.“ Diese natürliche Enge in allen Verhältnissen nach so vielen Abenteuern des Herzens und Geistes hat etwas Rührendes. Ich spreche davon, daß die Leute im Dorfe ihn nicht anders kennen denn als Bauern. Rittner lacht behaglich, beinahe ein wenig selbstgefällig.

Nach so großen Erfolgen, nach zwanzig Jahren so ausgedehnter und ausgeprägter Gestaltungskraft, die ihre Ziele im Fernsten und Höchsten suchte, hätte diese Bescheidenheit auf eine leicht zu übersehende Fläche, dieser magische Zirkel von Verzichteten, wenn auch selbstgewähltem, jeden anderen irgendwie und irgendwann ein wenig niederdrücken mögen, sei es auch nur mit einem Hauch leiser Melancholie. Bei Rittner ist keine Spur davon. „Nun kommen Sie ja nicht und sagen Sie“, lacht er lustig drauf los, „daß ich die schwarze Fahne Florian Geyers mit dem Pfluge vertauscht hätte. Erstens ist das alt, zweitens stimmt es gar nicht. Früher habe ich Pferde gehabt, aber mein Stall ist schon lange leer. Die Felder pflügen mir andere. Wissen Sie“ – und er beugt sich herüber, als verrate er ein Geheimnis –, „Bauernarbeit ist hart. Wer zwanzig Jahre auf den Brettern gestanden hat, der zählt hier doch nur halb. – Zu viele Dinge lenken mich auch ab“, sagt er nach einer Weile, „denn – Sie werden es komisch finden – immer noch lerne ich für einen Beruf, den ich seit dreißig Jahren an den Nagel gehängt habe. Von den Tieren lerne ich auch heute noch unendlich viel. Wie sich in ihnen, weil sie des Wortes ermangeln, alles Gefühl, aller Ausdruckswille in Bild und Miene legt, das ist schlechterdings unerreichbar.“

Als Rittner noch auf den Brettern stand, hatte er den sehnlichen Wunsch, Bauer zu sein, dem eigenen Geständnis nach schon mit fünfundzwanzig Jahren. Jetzt will er uns gegenüber auf keinen Fall zugeben, daß er Bauer ist. Entspringt dies nun einem unstillbaren Hang zur Opposition, oder ist der Grund falsche Bescheidenheit, die der eigenen Arbeit nicht Erwähnung tun möchte? Keines von beiden. Als wir den steilen, lehmigen Dorfweg hinuntergehen, gibt Rittner auf diese unausgesprochene Frage eine prachtvolle Antwort. „Sie glauben nicht, was für ein Glück es für mich bedeutete, mitten im Leben den Beruf zu wechseln. Wäre mir vom Schicksal irgendein wichtiges Amt, eine notwendige Aufgabe anvertraut worden, Sie können sicher sein, daß ich auf meinem Posten geblieben wäre. So aber durfte ich mit vierzig Jahren noch einmal von vorn anfangen. Was die meisten abschreckt, mir wurde es zu einem Mittel, lange jung zu bleiben.“ –

Nur auf eine Frage bleibt Rudolf Rittner die Antwort schuldig: ob er nicht wieder mit einem dichterischen Werke hervortreten wolle? „Mein Drama ‚Narrenglanz‘, das zu meinem eigenem Erstaunen bis vor kurzem immer noch irgendwo im Reich gespielt wurde, schien mir notwendig, als persönliche Abrechnung sowohl wie auch als Beitrag zur Klärung eines ewig

aktuellen Problems, das des Spielmanns. Kann sein, daß ich noch einmal schreibe, kann sein auch nicht. Jedenfalls werde ich nicht eher zur Feder greifen, als bis zu dem bloßen Pläneschmieden das anstoßende Müssen hinzutritt. Spielen um des Spielens und Schreiben um des Schreibens willen – das ist nichts für einen Bauernsohn.“

Mitten in „seinem“ Dorf nimmt er Abschied. „Und nun grüßen Sie mir Berlin. Hier in Weißbach bin ich zu Hause, in Hannover und im östlichen Sudetenraum habe ich als Schauspieler angefangen, aber seitdem mich Paul Schlenther in Berlin entdeckte, ist diese Stadt meine geistige Heimat geworden und wird es immer bleiben. Dort fand ich mein Publikum, in dem ich mich selber fand. Daß ich dabei das Theater wieder verlor, steht auf einem anderen Blatt und tut eigentlich wenig zur Sache.“ Und den derben Stock in der Hand, schreitet Rudolf Rittner nicht wie ein 70jähriger, sondern wie ein rüstiger Sechziger, den steilen Weg zum Waldrand hinauf, wo sein Hof steht. Ein Mann, der mit seinem Schicksal, mag es auch noch so seltsam sein, vollauf zufrieden ist.